

Mit Oldies, Sax und Cha-Cha-Cha

Der erste US-chinesische Gipfel seit 1985 könnte eine politische Love Parade werden

Von Josef Joffe

Peking, im Oktober – Zumindest musikalisch müßten Bill Clinton und Jiang Zemin in der nächsten Woche miteinander harmonisieren – auf dem ersten US-chinesischen Gipfel seit 1985. Daß *Mr. President* gelegentlich das Saxophon bemüht, um *Cool* zu zeigen, weiß man inzwischen. Aber wer weiß, daß Präsident Jiang, als er noch Bürgermeister von Shanghai war, die Kollegin aus der Schwesterstadt San Francisco mit einer pasablen Version des Oldies *When We Were Young* überraschte? Oder letztes Jahr auf den Philippinen *Love Me Tender* (Elvis!) im Duett mit Präsident Ramos hinlegte? Cha-Cha-Cha hat er dabei auch getanzt.

Als Redner ist Jiang nicht ganz so flott – siehe das hölzerne Signal, das er den Amerikanern vor seiner Reise im *Time*-Magazin übermittelte. „Zur Zeit“, so der erste von 1,2 Milliarden Chinesen, „herrscht eine günstige Gelegenheit zur weiteren Verbesserung der chinesisch-amerikanischen Beziehungen.“ Ein noch bedeutsameres Signal lieferte eine chinesische Einkaufsdelegation, die schon in dieser Woche ostwärts über den Pazifik flog: Sie will, so das Parteiblatt *Renmin Ribao*, für mehrere Milliarden in Amerika einkaufen, inklusive Boeing-Flugzeuge, die sie jüngst noch zugunsten des Airbus verschmäh hatten. Mithin ist die Botschaft so subtil wie ein Holzhammer: Die Chinesen, allenfalls eine potentielle Supermacht, wollen ein gedeihli-

ches Verhältnis mit Nr. 1.

Das bestätigen Gespräche mit Experten aus der Pekinger Wissenschafts-Szene. Die Diagnose ist simpel, und das Rezept auch. Obwohl China ein Fünftel der Menschheit beherbergt, ist es in Wahrheit ein Drittweltland auf dem nicht unbedingt einfachen Weg nach oben. Es braucht Amerikas Märkte (China profitiert von einem 40-Milliarden-Dollar Exportüberschuß); es braucht westliche, insbesondere amerikanische Hochtechnologie, zum Beispiel beim Zivil-Reaktor-Bau. Deshalb braucht es keinen Krach, und erst recht keinen Krieg mit der Vormacht im Pazifik. Aber einen Flugzeugträger werde man trotzdem bauen.

Im März 1996 hatten die Chinesen die wahre „Korrelation der Kräfte“, wie es im Kader-Jargon heißt, zu spüren bekommen. Damals hatten sie die Wahlen in Taiwan auf unchinesisch-grobe Weise zu beeinflussen versucht: mit Testraketen, die immer näher an den Küsten des störrischen kleinen Bruders einschlugen. Bill Clinton schickte zwei Flugzeugträgergruppen, und die Raketen blieben im Schacht. Seitdem hat auch der Druck auf Taipeh nachgelassen. Ganz offensichtlich hat sich Peking entschlossen, die USA vorläufig nicht mehr herauszufordern. Heute lassen Pekinger Strategie-Experten westliche Besucher auch wissen, daß bei der pazifischen Muskel-Show mehr Theater als Donner im Spiel war. Derweil die Kampf-

schiffe ihre grimmigen Signale setzten, hockten Amerikaner und Chinesen zusammen, um einander nur der besten Intentionen zu versichern.

Die Funktion solcher offener Entzweiungen liegt auf der Hand: Der Westen möge, bitteschön, nicht glauben, daß China den Weg des Wilhelminismus beschreiten wolle. Dies ist just die Sorge, die Amerika und seine Pazifik-Verbündete wie ein Alptraum aus dem 19. Jahrhundert verfolgt. „Erst fett, dann frech“ – so läßt sich das Verhalten der damaligen Aufsteigermächte Deutschland, USA und Japan charakterisieren. Nachdem sie die etablierten Mächte wie England beim Wirtschaftswachstum überholt hatten, fanden sie rasch Gefallen an der imperialen Gebärde. Die USA griffen 1898 Spanien an, die Japaner zogen 1905/6 gegen die Russen in den Krieg, die Deutschen legten sich per Flottenwettbewerb mit England an, was zu einem Auslöser des Ersten Weltkrieges werden sollte.

Diesen Fehler will China offenbar nicht wiederholen – umso weniger, als die Amerikaner inzwischen gezeigt haben, daß sie sich keinesfalls aus Ostasien zurückziehen wollen. Sie haben, im Gegenteil, gerade das alte Bündnis mit Japan verstärkt, und sie denken nicht daran, ihre Truppen aus Südkorea abzuziehen. Auf indirekte Weise haben sie Peking so gezeigt, daß Amerika in dieser Region die strategischen Fäden in der Hand zu

behalten gedenkt. Und unter Jiang Zemin hat sich China offenbar entschlossen, jedenfalls vorläufig, das „amerikanische System“ im Pazifik nicht anzutasten. Die großangelegte Reise nach Amerika soll diese freundliche Absicht vor allem auch im Forum der öffentlichen Meinung bekräftigen. Außer Washington, dem üblichen Anlaufziel, stehen denn auch Honolulu, Philadelphia, New York, Boston und Los Angeles auf dem Programm. Eine besonders nette Geste hat sich Jiang mit einem Abstecher nach Williamsburg in Virginia ausgedacht. Dieses museale Städtchen mit seinen Nachbauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert symbolisiert eine Art „Wiege“ Amerikas.

Eine solche Offensive des Lächelns hatte Amerika allenfalls 1979 erleben dürfen – als der kürzlich verstorbene Deng Xiaping, der Vater des schleichenden chinesischen Kapitalismus, sich beim USA-Besuch einen riesigen Cowboy-Hut aufsetzte und die Herzen im Sturm nahm. Zehn Jahre später aber kam das Studenten-Massaker am „Platz des Himmlischen Friedens“ und mit ihr die Vereisung des Verhältnisses zu Amerika. Dem steht nun die Rest-Auftauung bevor. Wie warm? Das wird sich daran zeigen, ob Jiang *America, the Beautiful* singt, und Clinton dazu auf dem Sax dudelt.

VORGESCHMACK AUF den Clinton-Jiang-Gipfel: Chinesische und amerikanische Unterhändler bei der Unterzeichnung eines Energie-Abkommens

Reuters